

ORIENTIERUNG

Katholische Blätter für weltanschauliche Information

Erscheint zweimal monatlich

Nr. 18

18. Jahrgang der «Apologetischen Blätter»

Zürich, den 30. September 1954

Zur Besinnung

Das Zeitalter der Sehnsucht: Reflexionen zum Buch Arthur Koestlers: «Gottes Thron steht leer» — Die ungestillte Sehnsucht unserer Zeit — Warum besonders in Amerika? — Hemingways Roman «Der alte Mann und das Meer» als Symbol für die doppelte Haltung des heutigen Menschen: Enttäuschung und Hoffnung zugleich — Berdjajew's «Das neue Mittelalter» — Der Glaube der Totalitären — Die Gestalt des Heiligen, die wir erträumen.

Politische Erwägungen

Frankreich und Europa (eine Betrachtung der Wesensart und Aufgabe der Franzosen, die für deren Haltung in der heutigen Krise Verständnis weckt): Die immer noch *christliche Nation*: ihr Erbe — ihre Menschlichkeit — ihre Verteidigung der Persönlichkeit — Die *individualistische Nation*: das Personbewusstsein — daraus die Schwäche Frankreichs — aber auch seine Stärke — Die *ängstliche Nation*: die lächerliche «grande Nation» — trotzdem keine unmännliche Angst — wovor? — des bisherigen Verteidigungspaktes Mängel — Die *suchende Nation*: Frankreichs krankhafte Furcht um die Freiheit die psychologische Folge einer kollektiven Situation — die Bedrohung durch den Apparat — Englands Hilfe zur Synthese.

Kommunismus und Nationalitätenfrage: Der Kurswechsel in der Tschechoslowakei — 1. Grundsatz und Praxis: Stalin und das Nationalitätenproblem — Der russische Nationalismus und die nichtrussischen Nationalismen — Die Londoner Zeitschrift «The World Today» berichtet — Weitere Unstimmigkeiten: der Historiker Wjatkin — Der Fall des kasachischen Historikers Suleimenow — Der Panislamismus — Parallele zur Agrarreform — Immer geraten die Kommunisten in Widerspruch zu ihren utopischen Idealen — Die Trilogie Carr's über den Frühkommunismus — Neue Form des alten Kolonialismus. — 2. Die Rolle der Sprache: Die Methodik des Chaos — Achwedjani's, von der Akademie der Wissenschaften in Tiflis, Zukunftsprognose: die neue Weltsprache, die alle Kulturen in sich vereint.

Statistik

Der Herrschaftsbereich des Kommunismus

Philosophie

Ontologie auf neuen Wegen (zum vierten Band der *Philosophia Lovaniensis*): Van Steenberghe wird charakterisiert — *Sein Buch*: Um die Allheit des Wirklichen — Aus dem reinen Sein abgeleitete Grundmerkmale als ontologische Grundlage für unsere Denkprinzipien — Der «metaphysische Gottesbeweis» neu durchdacht — Gottes Eigenschaften aus seinem Grundbezug zur Welt neu abgeleitet — Ontologie und natürliche Theologie: Aristoteles zu einem glücklicheren Ende geführt — *Kritik*: Van Steenberghe's Buch und seine Vorläufer in der Verbindung von Gotteslehre und Ontologie — Van Steenberghe noch nicht das Ende — Esse und Essentia in ihrem Realunterschied nicht einsichtig bewiesen — Wichtige Seinsdifferenzen des Erfahrungswissens bleiben unausgeschöpft — Vorzüge der deutschen Ausgabe.

Aussprache

Zur Diskussion über die deutschen Katholikentage: Ein Brief an den Redaktor des «Rheinischen Merkur» — Zwei echte Anliegen scheinen sich auszuschliessen — und lassen sich vielleicht doch vereinen.

Das Zeitalter der Sehnsucht

Arthur Koestler hat einem seiner Bücher den weitblickenden Titel gegeben: «The age of longing — Das Zeitalter der Sehnsucht».¹

Er schildert in seinem Roman eine junge Amerikanerin, die einst Kandidatin in einem Kloster war, und jetzt in Paris sich herumtreibt. Der Vater, ein Oberst, der dort Aufträge auszuführen hat, ist ein gläubiger Katholik, der wohl seine Pflichten im wesentlichen erfüllt, dessen Glaube aber ohne Schwung und Überzeugungskraft, müde mitgeschleppt erscheint. Die 23jährige Tochter hat schon eine Reihe wilder Erlebnisse hinter sich, wohnt aber immer noch beim Vater, der zwar um sie besorgt ist, ihr aber doch in vornehmer Distanz freie Hand lässt.

Dieses Zusammenleben zweier Generationen gibt dem Dichter reichliche Gelegenheit, die Katastrophe darzustellen, die zwischen zwei Generationen eingetreten ist, und die ihm

als Sinnbild für unsere Zeit überhaupt erscheint. Das Mädchen war fromm in einer Klosterschule aufgezogen worden und hatte sich für das Kloster entschieden. Im letzten Augenblick aber fühlte sie, dass ihr Glaube doch nicht stark und klar genug war, um ein solches Leben zu tragen. Nun sucht sie, von einer unheimlichen inneren Unrast getrieben, in der Welt herum. Es geht längst nicht mehr um den Ordensberuf, sondern um den Glauben und das Christentum überhaupt. Mit erschütternder Wucht wird dieser Kampf von dem Dichter dargestellt, der selber vollkommen den Glauben verloren hat, und dessen Denken und Wollen doch, oft in den furchtbarsten Formen, um diesen Glauben kreist.

Das Mädchen ist reich, schön, frei, begehrt — aber ihre erste Ehe zerbricht schon nach wenigen Monaten, weil ihr Mann ihren Drang nach dem Absoluten, dem Unbedingten, dem ganz Ausfüllenden nicht zu erfüllen vermag. In ihrem verzehrenden Hunger stürzt sie sich bald auf diesen, bald auf jenen Mann, gibt sich und ihre Ehre vollkommen preis — aber

¹ In deutscher Sprache im S. Fischer-Verlag, Frankfurt, 1951, unter der Überschrift «Gottes Thron steht leer» erschienen.

nichts vermag sie zu fesseln. Die unheimlichste Anziehungskraft übt auf sie ein junger Russe aus, ein kommunistischer Abgesandter und Spion – nicht etwa wegen des Inhalts seiner Weltanschauung, sondern «weil er überhaupt an etwas unzweifelhaft glaubt, an etwas, für das sich zu leben, zu kämpfen, zu sterben lohnt». Sie klammert sich mit allen Fasern ihrer Seele an ihn, hängt sich ihm an den Hals, gibt ihm ihr Frauentum und alles in der demütigendsten Weise hin, nur in der Hoffnung, dass er sie aus ihrem spiessrischen, innerlich unsicheren, unbefriedigten, vor schreiender Leere gähnenden Dasein, das ohne festes Ziel, ohne lohnende Aufgabe, ohne fordernde und höherführende Pflicht ist, herauszureissen vermöchte.

Dann aber plötzlich, wie sie in ihrer Frauenehre aufs tiefste gedemütigt ist, spürt sie aufs bitterste, wie der Glaube dieses Kommunisten kalt, unmenschlich, im Grunde nur der Kraftstrom in einer riesigen unpersönlichen Maschine ist – und sie entschliesst sich, empört über die Kälte, mit der er andere Menschen ans Messer des Parteimolochs liefert, bloss um sich selber zu erhalten und selber aufzusteigen, ihn zu erschliessen.

Sie tut es auch.

Mit bewusster Überlegtheit und im vollen Bewusstsein, damit nicht nur sein Leben zu zerstören und eine ahnungslose Gesellschaft aufzuschrecken, sondern auch die Stellung ihres Vaters und ihre eigene Laufbahn zu vernichten, aber in der Hoffnung und im Willen, wenigstens einmal im Leben etwas zu tun, was des Opfers wert war, und was das Bewusstsein schenken könnte, nicht ganz umsonst auf der Welt gewesen zu sein.

Die anderen Personen des Romans sind von ähnlicher Art. Soweit sie den Tanz um Geld und Genuss mitmachen, vernichten sie sich gegenseitig und auch selbst, oder fallen in die Mühle der Säuberungen und Hinterhältigkeiten des totalitären Staates. Soweit sie anständig sind, sind sie nicht ganz normal oder krank, oder versagen in anderer Weise. – Der Schuss des Mädchens verwundet den Russen, tötet ihn aber nicht. Der Russe wird aberufen und in die arktische Eiswüste verschickt, die Amerikanerin mit ihrem Vater kehrt nach USA zurück – ebenfalls ohne Ziel und Sinn.

Als Motto des Buches aber wählt der Autor, was auch der Schluss seiner ganzen Weltbeschreibung ist: «Gottes Thron stand leer, und durch die Welt wehte ein kalter Zugwind, wie in einer leerstehenden Wohnung vor dem Einzug neuer Mieter.» Und durch das ganze Buch geistert die Frage: Wenn der alte Gott in den Herzen der Menschen tot ist, und wenn der Mensch nicht ohne etwas leben kann, das er anbeten muss – wer wird dann der Gott oder Götze sein, dem die Menschheit im nächsten Weltalter zu Füssen fällt?

* * *

Es will uns scheinen, dass Koestler damit eine der tiefsten Grundströmungen unserer Zeit aufgespürt hat.

Es geht eine tiefe Unruhe, ein letztes Unbefriedigtsein durch die westliche Welt. Es geht nicht mehr um einen überheblichen Skeptizismus oder Relativismus, es geht auch nicht mehr um einen trotzigsten oder süffisanten Nihilismus (das alles gehört im Grunde der vergangenen Welt des 19. Jahrhunderts an), sondern es geht um das tiefe Erschrecken und Bedauern über die verlorenen Werte, das einst schon Nietzsche gepackt hatte, und das jetzt in breitem Strom durch die ganze Kulturwelt sich ergiesst. Alle endlichen Werte haben abgehaust. Der alte, klassische Humanismus klingt unsicher und leer. Das Goethejubiläum hatte einen merkwürdig und erschütternd blechernen, wirkungslosen Klang: Gottes Thron steht leer, kein irgendwelcher Götze kann diese Erkenntnis mehr vernebeln, und durch die Welt geht ein fröstelnd kalter Zugwind wie in einer leerstehenden Wohnung, die auf neue Mieter wartet.

Es ist kein Zufall, dass die von Koestler gewählte Symbolfigur eine Amerikanerin ist. Gerade dort, wo heute die grössten Triumphe der Technik gefeiert werden und eine Produktivität ohnegleichen einen noch nie erlebten Komfort und Reichtum erzeugt – gerade dort ist das tiefe Erschrecken über die enttäuschende letzte Ohnmacht aller irdischen Mittel, über die Diskrepanz zwischen materiellen Mitteln und geistigen Kräften, über die Enge und Öde der entschleierte Welt besonders gross geworden. Das rasende Tempo, die tolle Reisewut, das Gefühl des Erstickens im aufgehäuften, sinnlosen Reichtum, der Hunger nach immer Neuem, die verzweifelte Flucht zum Psychiater, der Wirbel der Rekorde und der Amusements und so vieles andere mehr sind nur einzelne Zeichen jener tiefen Verzweiflung an irdischen Werten, die eine immer breitere Schicht dieses Volkes bewusst oder unbewusst ergriffen hat. Wer amerikanische Romane gelesen hat, der weiss, welche Stunde dort geschlagen hat.

Denken wir nur an Ernest Hemingway's «Der alte Mann und das Meer». Ist es nicht erschütternd, wie Hemingway den alten Fischer schildert, der mit unendlicher Ausdauer und glühender Leidenschaft dem grossen Fisch seines Lebens nachjagt, ihn sorgfältig an seiner Angel, allen Launen des Fisches behutsam nachgebend, dem Lande zusteuert, dann aber plötzlich die wilden Haie heranstürzen und seinen Fisch zerfleischen? Drei von den Haien tötet der Fischer mit letzter Kraft und Anstrengung, aber er wird ihrer nicht Herr, es sind ihrer zu viele. Schliesslich kommt er müde und abgekämpft ans Gestade. Die Kollegen bewundern den unerhörten Fang – aber vom Fisch seines Lebens ist nur das tote Haupt und das riesige Gerippe übrig geblieben. Die Erzählung endet in grenzenloser Traurigkeit.

Und doch bleibt der Horizont des weiten Meeres. Es bleiben unerforschte Geheimnisse und ungehobene Schätze. Hoffnungen und unerhörte Möglichkeiten bleiben, der Knabe, der den Alten begleitete, bleibt; nur für den alten Mann ist dies alles vorbei: Hemingway weiss, dass die Ideale seiner Generation einmal glühend erstrebt worden waren, jetzt aber von unerbittlichen und unwiderstehlichen Zweifeln zerfressen sind, so dass nur die Gerippe – und das unermessliche Meer übrig bleiben.

Koestler spricht es noch deutlicher, schärfer und weitsichtiger aus. Gottes Thron steht leer – aber unzerstörbar in der Seele der heutigen Generation. Mit dem unvergleichlichen und unwiderstehlichen Gespür für seelische Dinge, das seine Rasse seit Jahrtausenden vor allen Völkern auszeichnet, spürt er, dass dieser Thron nicht lange leerstehen bleiben kann. Dass der Mensch nach unbedingten Werten, Zielen und Bindungen verlangt. Entweder wird er wieder der Platz des wirklichen, lebendigen Gottes, dem der Mensch in seiner Seele seine aufrichtigen Opfer darbringt, oder sonst wird ein anderer Gott, ein Dämon sich darauf setzen. Ohne Gott, ohne etwas, dem der Mensch aus ganzer Seele anhangt, dem er seine tiefste Liebe und Anbetung darbringen kann, kann der vollbewusste Mensch nicht leben. Ein solches Leben wäre des Einsatzes, der Mühe nicht wert.

* * *

Vor kurzer Zeit ging die Nachricht von einer jungen, grausamen Verbrecherbande in Brooklyn durch die Zeitungen. Schüler eines Gymnasiums, die als Musterknaben und als die besten der Klasse galten, bei Tag fleissig ihre griechischen Klassiker lasen, taten sich des Nachts zusammen, um im Park arme Schläfer, die auf den Bänken lagen, zu knebeln, mit Benzin zu übergiessen und diabolisch zu verbrennen. Warum? Weil ihnen das Leben zu fad und zu langweilig war. Bei einer jungen Räuberbande in New Orleans stellte sich heraus, dass die jugendlichen Verbrecher fast durchwegs aus reichen Familien stammten. Warum räuberten sie? Weil ihnen das Leben ohne

Anstrengung und Gefahr, ohne Tapferkeit und verpflichtenden Einsatz unerträglich war. Gottes Thron stand leer, und durch die Welt weht ein Zugwind. . .

Schon vor 25 Jahren schrieb der helllichtige Berdjajew ein Büchlein, das damals wohl verfrüht war, heute aber mit Recht neu aufgelegt worden ist: «Das neue Mittelalter». ²⁾ Er meint, wir treten in ein neues Zeitalter, das wieder einen metaphysischen Glauben, eine rückhaltlose Hingabe an das Unendliche, wieder eine unbedingte Verpflichtung an das Absolute, einen stürmischen Einsatz unter Verachtung alles bürgerlichen Wohllebens und aller humanitären Rücksichten kennt und in aller Strenge und Härte jubelnd verwirklicht, so wie eben nur das Übermenschliche, das Göttliche Kräfte zu wecken und zu entfalten vermag.

Liegt nicht das unheimlich Lockende – Verlockende des Kommunismus für so viele glaubenslose Menschen darin, dass der Kommunismus etwas zu besitzen scheint, «woran er un-zweifelhaft glaubt, etwas, für das sich zu leben, zu kämpfen, zu sterben lohnt»? War das nicht auch für viele vom Nationalsozialismus Besessene so, dass ihnen hier Gottes Thron nicht mehr leer zu stehen schien?

Man hat, manchmal etwas spielerisch und spöttisch, den Kommunismus und den Nationalsozialismus eine neue Pseudoreligion genannt. Vielleicht hatte man damit mehr recht, als man selber eigentlich wusste. Es ging zwar gewiss nicht um eine Religion im objektiven Sinn – von Gott war ja wirklich nicht die Rede, sofern man ihn nicht überhaupt leugnete und schmähte –, wohl aber um Religion im subjektiven Sinn, im Sinne einer bedingungslosen, rückhaltlosen, glühenden Hingabe bis zur Hinopferung seiner selbst an etwas, was man als überpersönlichen Wert verehrte.

Auch von hier aus wird es deutlich, was schon früher in anderem Zusammenhang in diesen Blättern geschrieben wurde: Mit noch so gelehrten Abhandlungen und noch so raffinierten Propagandamethoden kann heute das Christentum nicht gesichert und verbreitet werden (es konnte es nie, heute aber weniger denn je), sondern nur durch das bedingungslose Vorleben des Glaubens, durch die überzeugende Gestalt des Hei-

ligen, desjenigen, der wirklich das Jenseitige, das Übermenschliche, das Absolute und Göttliche lebt. Nicht der vollkommene Mensch, sondern der absolute, jenseitige. Das spüren die heutigen Künstler sehr wohl. Und wenn sie unsere verwöhnten und verweichlichten Augen noch stossen, und wenn sie wohl auch oft für das, was sie sagen sollten, den endgültigen Ausdruck noch nicht gefunden haben, eines ist sicher und klar: dass dieser Heilige nicht der harmonische Mensch der Klassik, sondern der von Sehnsucht verzehrte (vorläufig auch noch verzerrte) Mensch der Gotik ist.

Vielleicht ist es ein neuer Heiligkeitstypus, der da heraufkommen muss. Vielleicht ist es nicht mehr der kontemplative Mensch im üblichen Sinn (obschon auch dieser eine gültige Gestalt des Christlichen unverlierbar und für alle Zeiten darstellt, der jedem geschäftstüchtigen und aktivistischen Christen hundertmal überlegen ist). Es mag eher jener Typus sein, der «in actione contemplativus», oder vielleicht noch treffender «agendo contemplativus», durch die Tat meditierend, genannt worden ist, wie ihn Saint Exupéry ahnen lässt. Wiederum ist damit gewiss nicht jener Typus gemeint, der das Gebet durch die Tat oder die Arbeit ersetzt, wie ihn etwa der humanitäre Liberalismus verstanden hat, der den Sinn kontemplativer Klöster nicht mehr zu erkennen vermochte. Dieser bleibt ja im Menschlichen, Endlichen, Kulturellen oder Sozialen befangen, statt zum Absoluten und Unendlichen, zum persönlichen, liebenden und fordernden Gott vorzudringen.

Der neue Heilige ist vielleicht jener Menschentypus, der in aller Tat das Unendliche, Göttliche erstrebt und verehrt: Der Mensch der Sehnsucht, dem nichts Irdisches zu klein ist, um in ihm nicht eine Lockung und einen Auftrag Gottes zu erspüren, und nichts Irdisches gross genug, selbst die Kontemplation nicht, um darin zu ruhen. Der Mensch, in dem die unstillbare Sehnsucht nach dem Unendlichen zur strömenden Dynamik wird, die ihn über jedes getane Werk und jedes erreichte Gut hinaustreibt, die ihn das Göttliche nicht im ruhenden Augenblick, sondern im ruhe- und grenzenlosen Strömen erfahren lässt, in neuem Sinn als jenen ersten Weltbeweger, wie ihn der junge Aristoteles gehäht, als jene ewig tätige Liebe, wie sie Dantes Auge als innerste Triebkraft des Alls geschaut hat.

J. David

²⁾ Holle-Verlag, Darmstadt und Lausanne, 1954.

Frankreich und Europa

Vorbemerkung: Nach der Brüsseler Konferenz erscheint vielen Frankreich als der eigensinnige Störenfried europäischer Einheit, ja als unverantwortlich leichtsinniger Spieler, der, um persönlicher Eitelkeit zu frönen, die ganze Welt der Brandgefahr aussetzt. Diese doch etwas oberflächliche Ansicht dürfte einer Korrektur bedürfen. Ohne in allen Punkten seiner Analyse voll beizupflichten, glauben wir doch, dass die folgenden Ausführungen unseres Mitarbeiters, eines in Frankreich lebenden Deutschen, der sich mit grosser Einfühlungsgabe bemüht, die inneren, tieferliegenden Ursachen der französischen Haltung in dieser Frage aufzudecken, des Überlegens sehr wert sind für jeden, der sich um eine christliche Haltung bemüht. (Die Red.)

Die christliche Nation

In jedem grossen politischen Problem ist zugleich ein religiöses eingeschlossen. Charles Péguy sagte: «Alle Mystik endet in Politik.» Man darf den Satz wohl auch umkehren und sagen: Alle Politik endet wieder in Mystik. Mit dem Begriff Mystik wird heute zwar viel Missbrauch getrieben. Aber selbst in diesem Missbrauch liegt ein religiöser Kern: das Ahnen um innere Zusammenhänge, die zu bemeistern wir uns vergebens bemühen und die auf eine Kraft hinweisen über der unsrigen.

Frankreich ist eine christliche Nation. Man nennt es die «älteste Tochter der Kirche». An seiner Wiege stand Rom: das Rom des Imperiums mit seinem Gesetz und das Rom des Fel-

sens Petri mit seiner Kirche. Beide formten den französischen Staat, das Volk, die Nation. Viele Jahrhunderte standen Staat und Volk unter dem bestimmenden Einfluss der Kirche. Ihre Heiligen und Märtyrer waren für die nationale Entwicklung Frankreichs von ausschlaggebender Bedeutung. Sie sind es auch heute noch. Nicht nur, weil seine Kirche zu den lebendigsten zählt oder weil die innere und äussere Missionsarbeit dieser Kirche eine so fruchtbare ist, sondern vor allem, weil allem widersprechenden Anschein zum Trotz das Leben des Volkes vom Christentum geprägt ist.

Ist es ein Zufall, dass man das französische Volk als das menschlichste bezeichnet? Findet man nicht selbst in den mehr oder weniger abstrakten Ideen seiner Rationalisten, seiner Ungläubigen das Salz der christlichen Nächstenliebe? Steckt nicht in der Erklärung der Menschenrechte ein Rest Christentum? Konnte nicht ein Jules Michelet behaupten: «La France est une personnalité»?

Gewiss: Frankreich wird heute auch «pays de Mission» genannt. Es ist zu einem sehr erheblichen Teil entkirchlicht. Aber das sagt nicht, dass jedes Christentum aus ihm gewichen ist. Den Gründen dieser Entkirchlichung nachzugehen, ist jetzt nicht unsere Aufgabe. Vermutlich werden kirchliche

Kreise hier ein «Mea culpa» zu sprechen haben angesichts der Tatsache, dass nicht so selten unter Nichtgläubigen mehr christliche Essenz und Nächstenliebe anzutreffen ist, als unter den sonntäglich angezogenen Kirchgängern.

Aber wie dem auch sei, wir wagen zu behaupten, dass ihr christlicher Grund diese Nation bis jetzt vor dem Massegeist bewahrt hat. Darum wehrt sie sich gegen den Kollektivismus, kämpft sie für die Freiheit der Persönlichkeit; darum weitet sich ihr oft aufflammender Nationalismus immer wieder ins Universale. Darum hat sie von Henri IV an bis in unsere Zeit stets von neuem die europäische Idee propagiert und mit aller Leidenschaft vertreten. Wenn irgendwo dann in Frankreich erhielt diese Idee einen an die Mystik grenzenden Inhalt.

Die individualistische Nation

Ausser England gibt es wenige Nationen, die so individualistisch geprägt sind wie die französische. Sie hat das Bewusstsein der Persönlichkeit. Von hier aus ist das von den Nationalisten oft missbrauchte Wort zu verstehen: «La grande nation». Im Senat dieser Nation haben die Toten Sitz und Stimme. Alle! Ein Bossuet und ein Jean Jaurès; ein Napoleon und ein Pasteur. In dem auf die Spitze getriebenen Staat eines Ludwig XIV. konnten in den Salons von der Elite die gewagtesten, revolutionären Ideen ausgesprochen werden – niemand dachte daran, es zu verbieten. Einem Racine, Gegner des Königs, gab dieser den Auftrag, seine Biographie zu schreiben. Ein Proudhon, vom Katholizismus herkommend und sein schärfster Ankläger werdend, entwickelte seine sozialen Ideen aus der christlichen Essenz heraus. Aus diesem Grunde wurde er einer der schärfsten Gegner von Karl Marx, und dies trotz seiner eigenen Radikalität. Ein Jean Jaurès, theoretisch überzeugter Marxist, steht nicht an, von einer «unmenschlichen Seite» von Karl Marx zu sprechen. Fast bei allen bedeutenden, französischen Persönlichkeiten stösst man auf christliches Erbgut. Weshalb sich die Nation, als «unie et indivisible» betrachtet, trotz aller Verschiedenheiten in den Auffassungen, trotz aller bis ins letzte Grad gehenden Zerrissenheit, der bisher immer wieder das «Wunder» folgte, das es zur Einheit zusammenraffte.

Der Franzose war und ist Individualist, aus dem christlichen Begriff der Freiheit der Persönlichkeit. Das ist seine Stärke, aber auch seine Schwäche von dem Augenblick an, wo er nicht mehr «im Dienste eines übergreifenden, absolut sinnvollen Lebensgutes steht». Die Stärke seines Individualismus wird aber in einer Zeit, die dem Kollektivismus rettungslos zu erliegen scheint, besonders deutlich. Einige Beispiele: man sehe sich einmal die im Verhältnis zu ihrer Masse lächerlich kleine Anzahl von wirklich eingeschriebenen, tätigen Gewerkschaftlern an. Man frage einmal die Zeitungsverleger, die jeden Tag hunderttausende von Exemplaren ihrer Zeitung auf den Markt werfen, wie viel Abonnenten sie haben. Man unterrichte sich bei den Führern der grossen Massenparteien, die auf fünf Millionen und mehr Wähler zählen können, wie gross ihre effektive Mitgliederzahl ist. Die grosse, disziplinierteste, kommunistische Partei kann auf beinahe zehnmal mehr Wähler zählen, als sie Mitglieder hat. Andere grosse Parteien, wie das MRP oder die sozialistische, haben keine führende Zeitung mehr, wenn man von dem, von einer Ohnmacht in die andere fallenden «Populaire» absieht, der es bei über 5 Millionen sozialistischer Wähler auf knapp 40 000 Auflage bringt. Die katholisch fundierte Partei des MRP muss es sich gefallen lassen, von tiefkatholischen Persönlichkeiten auf das heftigste kritisiert zu werden, so von einem François Mauriac, einem Francisque Gay, früherer Vizepräsident der Nationalversammlung und einer der verdienstvollsten Gründer der Partei; einem Jean Jacques Bernard, früheren Redaktor des eingegangenen Parteiblattes «L'Aube», so von dem erheblichen Kreis um das katholische, grosse Wochenblatt «Témoignage Chrétien»,

das bekanntlich von fast allen Erzbischöfen und Bischöfen finanziell unterstützt wurde, wie auch von der Gruppe der Anhänger des verstorbenen Marc Sangnier. Also selbst der gemeinsame religiöse Glaube koppelt sich von allem los, was auch nur von Ferne zu einer durch den «Apparat» disziplinierten Kollektivität führen könnte. Kurz: der Franzose hat für die Masse nichts übrig. Er ist Anhänger dieser oder jener «Richtung»; er ist ein treuer Kamerad, aber man kann nicht auf ihn zählen, dass er sich deswegen einer Partei oder einem anderen Verein anschliesst. «J'ai mon opinion; cela suffit.» Für das Leben und Wirken des Staates gibt er seinen Abgeordneten einige allgemeine Richtlinien, aber auch dies immer seltener, seitdem er ihn nicht mehr kennt und man ihm «Listen» präsentiert. So sind diese Volksvertreter, wenn sie ihre Aufgabe ernst nehmen, mehr Abhörer der öffentlichen Volksmeinung als Beauftragte und machen daher die Politik, die sie, nach bestem Wissen und Gewissen, für richtig halten. Was auch der Grund ist, dass sie meist nur am Rande mit dem übereinstimmt, was sich das Volk vorstellte. Sein Interesse für die Politik wird dadurch natürlich nicht verstärkt.

Die gleiche Entwicklung kann man in der Wirtschaft beobachten. Der kleine und mittlere, individuelle Betrieb herrscht bei weitem vor. Jeder macht seine Arbeit, wie er es für gut findet und nicht selten, wie sie der Grossvater auch gemacht hat. Vor jeder industriellen Konzentration hat er ein geheimes Grauen. Betriebe von 100 bis 200 Arbeitern, möglichst auf dem Land, wo der Arbeiter auch sein Haus, Garten und möglichst ein Stück Land hat, sind das Ideal. Das sei doch gesünder und menschlicher. Er sei nicht mehr konkurrenzfähig? Zugegeben. Aber wofür ist denn der Staat da? Hat er nicht seine Menschen und seine Wirtschaft zu schützen? Also Zölle, Subsidien. Paul Reynaud sprach von der «dekadenten französischen Wirtschaft». Im ökonomischen Bereich ist das richtig, nicht aber im menschlichen. Gewiss: die moderne Zeit zwingt trotzdem zu strukturellen Änderungen und man ist dabei. Aber nicht frohen Herzens. Wirtschaftlich mag es dadurch besser gehen, aber das Individuum leidet und wittert die Todesgefahr durch die Masse. Die Angst vor ihr hemmt den eilenden Schritt. Soll der Mensch, soll Frankreich wirklich seine Persönlichkeit verlieren?

Die ängstliche Nation

Was hat dies aber alles mit Europa zu tun? Wird von dieser Perspektive aus gesehen, das allen Nationen – einschliesslich Frankreichs – lebensnotwendig erscheinende, vereinigte Europa nicht eine Unmöglichkeit? Kann man nach den leidenschaftlichen Diskussionen über den europäischen Verteidigungspakt wirklich noch annehmen, dass sich Frankreich seiner europäischen Mission bewusst ist?

Angesichts der eigenen Schwäche und der drohenden Weltgefahr, ist es da nicht lächerlich, noch die «grande nation» spielen zu wollen? Kann man mit einem zugespitzten Nationalismus dieser geistigen und militärischen Lebensgefahr gegenüber sich und damit Europa vor dem Untergang bewahren? Ist es nicht frevelhaft, allen aufrichtigen Freunden gegenüber, die ausnahmslos den Pakt für dringend notwendig erachteten, ein non possumus entgegen zu knallen?

In solchen und ähnlichen Fragen liegt zweifellos manches Richtige. Ihr Ernst wird auch von keinem französischen Patrioten verneint. Er lag auf allen Gesichtern. Man weiss, dass es nicht nur um Frankreich geht. Man weiss, dass es für keine Macht der Erde mehr eine «splendide isolation» gibt. Und doch – und doch! Man hat Angst. Ganz besonders vor Deutschland. Diese Angst ist um so ernster zu nehmen, als sie fast überall falsch gedeutet wird. Teilweise in Frankreich selbst, wobei man von ihrer parteiischen und persönlichen Verzerrung ganz absehen kann. In leidenschaftlichen Kämpfen wird ja stets Ursache und Wirkung verwechselt. Doppelt in diesem

Fall, wo der Begriff Frankreich-Deutschland noch zu sehr von den dunklen Schatten einer nahen Vergangenheit umlagert ist. Gerade der letzte Krieg, der fast die ganze Welt zwang, alle ihre Machtmittel zu entfalten, um Sieger zu bleiben, liess dem französischen Menschen die Angst in einem viel tieferen Sinn empfinden.

Es war und ist keine unmännliche Angst. Der Mut, der Opfersinn, die tiefe Vaterlandsliebe der Widerstandskämpfer, sind hinlängliche Beweise. Als Kämpfer hat der Franzose noch immer seinen Mann gestanden und er kann auf manche glorreiche Taten seiner Armeen hinweisen. Nein – es ist nicht die Angst des Abgekämpften, des Erschlafften, so menschlich verständlich das auch sein würde. Drei grosse Kriege innerhalb 80 Jahren, mit ihren vielen Millionen von Toten, von Schwerverletzten, mit ihren Verwüstungen und ihrem unendlichen Elend, sind wohl dazu angetan, den Menschen «angstvoll» zu machen.

Aber die gewaltige Organisationskraft, die bis zur Blindheit gehende Disziplin des früheren Feindes, dieser absolute Gehorsam einem gegebenen Befehl gegenüber, ganz gleichgültig, ob sich das persönliche Gewissen dagegen auflehnte – sie waren es, die die Angst an ihrer tiefsten Wurzel erzittern liessen. Die Angst vor der kollektiven Disziplin, diese Abwesenheit von jedem eigenen, kritischen Urteil oder einer Auflehnung – sie sind auch heute noch das Beunruhigendste und das Unverständlichste für jeden Franzosen. Der Krieg und seine Schrecken – wie schnell sind sie vergessen. Menschlich sieht der Franzose den Deutschen wie «des gens comme nous» an; wie oft hörten wir diesen Satz während des Krieges, als wir uns etwas um die deutschen Kriegsgefangenen in den einzelnen Betrieben bekümmerten. Aber er hat Angst, durch eine Vereinigung mit Deutschland, durch dessen organisatorisches Talent, durch dessen eiserne Disziplin, durch dessen stark kollektives Bewusstsein, erdrückt zu werden und seine eigene Persönlichkeit zu verlieren.

Diese nationale Persönlichkeit bäumt sich auf, wie sie sich auch gegen das befreundete und alliierte Amerika aufbäumte, wenn dessen mehr oder weniger brutaler Druck sich auf die eigenen Entschlüsse spürbar machte, oder mit einer «dramatischen» Änderung gedroht wurde. Und diese Persönlichkeit ist es, die stets von neuem versucht, eine andere an ihre Seite zu ziehen, deren innerstes Empfinden und deren eigene Haltung so manches gemeinsam mit ihr hat: England. Es allein könnte als europäische Macht zu einem Ausgleich der Kräfte führen, wodurch die Synthese zwischen dem Individualismus und dem Kollektivismus gefunden werden könnte.

Die bisherige Konzeption des europäischen Verteidigungspaktes widersprach dem Gesagten nicht. Nicht von ungefähr versuchten die französischen Unterhändler stets von neuem England enger an ihn zu binden und dies nicht nur in militärisch-machtpolitischer Hinsicht. Aber abgesehen davon, dass dieser Vertrag aus einer gegebenen Situation – dem Korea und dem Indochinakrieg – geboren wurde, abgesehen davon, dass die vom Parlament gestellte Vorbedingung eines näheren Anschlusses von England nicht erfüllt werden konnte, zwang die Intransigenz der Machthaber Moskaus und die Wiederaufrüstung Ostdeutschlands durch dieses die Unterhändler, den ursprünglichen Entwurf erheblich zu erweitern. Das Paraphengewirr, das dadurch entstand, öffnete allen Juristen – und wer ist es in Frankreich nicht? – Tür und Tor. So kam vielleicht ein logisch aufeinander abgestimmter Vertrag zustande, aber auch eine zerrissene Nation, in der jeder einzelne Patriot vor die schwersten Gewissenskonflikte gestellt wurde.

Eine mechanisch-materielle Organisation Europas ist zweifellos sehr wichtig und nützlich. Sie kann durchaus als Gerüst dienen. Aber Europa ist vor allem ein geistiges Problem. Ihm rein organisatorisch eine sogenannte Übernationalität aufzuzuktruieren, für die geistig die Voraussetzungen noch fehlen und die daher rein technischen Charakter erhielt, will als zu

früh erscheinen. Die Integrierung der Armeen zu verlangen, die seit einem Jahrtausend der realste Ausdruck einer Nation waren, will auch dann nicht gerechtfertigt erscheinen, wenn damit der Missbrauch derselben durch einen militaristischen, erobernden Geist verhindert werden sollte. Im Zeitalter der Atomwaffen gibt es dafür andere Mittel, ganz abgesehen davon, dass allein eine solche Befürchtung erweist, wie sehr der europäische Geist noch einer geistig-politischen Formung bedarf. Es ist übrigens bezeichnend, dass in dieser Hinsicht die schärfsten Kritiker Frankreichs sich aus jenen Staaten vernehmen liessen, die für sich weder eine Übernationalität, noch integrierte Armeen annehmen würden.

Die suchende Nation

In dem Referat des Delegierten des Vatikans auf der Brüsseler Konferenz über die Tiefenpsychologie und die Freiheit des Menschen, von dem ein Teil hier wiedergegeben wurde (Nr. 16), kam der Vortragende auf den psychischen Hintergrund der kollektiven Situation zu sprechen. Er sagte: «Die kollektive Situation muss weitgehend mitverantwortlich gemacht werden für die Haltung der Unterschätzung der Freiheit und ebenso für die krankhafte Furcht um die Freiheit.» Im tiefsten Grunde liegt hierin das europäische Problem.

Es leuchtet ohne weiteres ein, dass durch drei Kriege eine so schwer geprüfte Nation wie die französische, deren ganze Grösse in ihrem ständigen Kampf für die Freiheit lag, nach ihrer ausserordentlichen Schwächung um ihre Freiheit bangt. Dabei ist es völlig gleichgültig, von wem diese Freiheit vor allem bedroht wird. Ist doch für diese christlich fundierte Nation dieser Begriff vor allem und jedem ein geistiger. Er muss also in erster Linie in ihr selbst sicher gestellt werden. Aber gerade dies ist ihr heute so ausserordentlich schwer. Wurden doch die Ordnungsmacht des Staates wie die Wirtschaftsordnung nicht nur schwach, sondern sie befinden sich in voller Evolution, um nicht zu sagen Revolution. Hinzu kommt, dass dadurch der, ihrem individualistischen Denken so fremde Kollektivismus, auch sie zu erfassen droht. In dieser Hinsicht sind die nach dem Kriege entstandenen Massenparteien eine grosse Hemmung für die Entwicklung geworden. Nicht so sehr als Massenpartei schlechthin, sondern weil durch sie das individualistische Prinzip durch das kollektivistische mit seiner strengen Parteidisziplin gebrochen wurde. Selbst dort, wo im Prinzip das Recht der freien Meinungsäusserung nicht angetastet zu sein scheint, wird es de facto durch den «Apparat» der Partei entzogen. Der Erfolg war, dass dutzende von Volksvertretern aus diesen Parteien zu anderen hinüberwechselten und zum Beispiel die sozialistische Partei durch die Diskussion über den europäischen Verteidigungspakt in zwei feindliche Hälften zu zerbrechen droht. Ist es unter diesen Umständen zu verwundern, dass in Frankreich die Furcht um die Freiheit zu einer krankhaften wurde? Und ist es andererseits zu verwundern, dass aus der kollektiven Situation heraus in Deutschland die jahrzehntelange Unterschätzung der Freiheit ebenfalls zu gefährlichen Krankheitserscheinungen führte? Durch diese Frage zeigt sich der volle Ernst des geistig-politischen Problems Europas und welche Schwierigkeiten die modernen Staatsmänner zu überwinden haben.

Frankreich ist auf der Suche nach dem Weg zur Synthese. Es wird sie finden, wenn es England an seiner Seite weiss und zwar nicht nur machtpolitisch sondern geistig. Es weiss, dass hinter dem deutschen Hang zur kollektiven Situation, der kollektivistische, diktatoriale Wille Sowjetrusslands steht, dem wiederum ein Amerika gegenübersteht, das allein durch seinen gewaltigen, technisch-industriellen Apparat dem Kollektivismus entgegengeführt wird. Es sei denn, dass Europa durch seine christlich getränkte, jahrtausendealte Zivilisation und Kultur wiederum einmal die Synthese findet und die Welt noch einmal befreit.

H. Schwann

Kommunismus und Nationalitätenfrage

Die Nachrichten, die in der letzten Zeit aus der kommunistischen Tschechoslowakei im Hinblick auf die Sprachenfrage kommen, haben in besonderer Weise aufhorchen gemacht. 1945, nach der Befreiung der Tschechoslowakei von den Nazis, stellte sich deren Kommunistische Partei, die damals schon einflussreich, aber noch nicht allmächtig war, an die Spitze der Strömung, die eine Aussiedlung sämtlicher deutschsprachiger Bürger des Landes und die Abschaffung aller sprachlichen Minderheitsrechte für die Ausnahmen unter ihnen verlangte, die als Facharbeiter, wirtschaftlich notwendige Elemente oder mit Tschechen und Slowaken in Ehegemeinschaft Lebende bleiben durften. Heute aber, da die Kommunistische Partei allein massgebend ist, wird der damalige Kurs als bourgeoiser Nationalismus verdammt: die rund 400 000 in der Tschechoslowakei verbliebenen Deutschsprachigen haben heute nicht allein wieder Zeitungen, Sprachunterricht in den Schulen, deutsche Sendungen im Radio u. a. m. – Staatspräsident Zapotocky hat sogar die Formel angewandt, die Tschechoslowakei sei nicht, wie man früher sagte, ein Staat der Tschechen und Slowaken, sondern ein Staat der werktätigen Tschechen, Slowaken, Deutschen und Ungarn...

Propaganda und Praxis des Nationalitätenproblems

Die hundertachtziggrädige Drehung in der Nationalitätenfrage in der Tschechoslowakei lässt sich wohl zum Teil mit dem von Moskau verlangten Entgegenkommen Prags gegenüber der Ostberliner Satellitenregierung erklären – damit diese ihren Bürgern wenigstens ein Positivum der Freundschaft mit den Ostblock-Ländern vorstellen könne. Zum andern Teil aber gehört die jetzt von Prag aus geübte Form der Anerkennung von Nationalitäten und ihren Sprachen zum alten Rüstzeug kommunistischer Gerechtigkeitspropaganda. Da auf dem Gebiete der Nationalitäten und der Sprachenrechte sich aus organischen Machtentwicklungen heraus in Europa und in den Kolonien europäischer Staaten immer wieder ungerechte Zustände zeigten, liess es sich die kommunistische Bewegung von Anfang an nicht entgehen, die Unzufriedenheit der jeweils Benachteiligten den Zwecken der Weltrevolution dienstbar zu machen.

Stalin weilte in seiner Jugend vor dem ersten Weltkrieg in Wien, um dort das Nationalitätenproblem des alten Österreich-Ungarn zu studieren. Nach der Oktoberrevolution in Russland und der Vereinigung des grossrussischen Volkes mit den kleineren Völkern seines Machtbereiches in der neuen Form der Union der Räterepubliken wurde all diesen Völkern vom Kreml aus nicht allein sprachliche Gleichberechtigung, sondern betonte kulturelle Förderung vordemonstriert. Nicht nur gab es die klassische Einteilung am Kiewer Gericht, wo im linken Gebäudetrakt ukrainisch, im mittleren russisch und im rechten jiddisch amtiert wurde; nicht allein wurde das Türkische offizielle Amtssprache in der zur russischen Räterepublik gehörenden Provinz Abchasien am Schwarzen Meer mit ihrer türkisch sprechenden Bevölkerung; die Sowjetunion wies in der Mitte der Zwanzigerjahre auf Grund der leninistischen Theorie, dass ein jedes Volk sein Territorium haben solle, auch der jüdischen Bevölkerung ein eigenes Grundgebiet, Birobidschan, zu – ohne jegliche Verpflichtung für die Juden des Staates, sich dahin zurückziehen zu müssen. Bis zum Krieg gab es auch die Autonome Republik der Wolgadeutschen, einen deutschsprachigen Sowjetstaat von Nachfahren herrenhütischer Einwanderer aus der Zeit der grossen Katharina, dessen Hauptstadt Engels hiess, mit einem Staatsverlag, in dem nicht nur Marx, sondern auch ausgewählte Werke von Goethe und Heine in deutscher Sprache erschienen, mit einem deutschen Theater, in dem u. a. die Berliner Schauspielerinnen Carola Neher auftrat,

mit einer deutschen Universität, an der u. a. der Prager kommunistische Schriftsteller Egon Erwin Kisch dozierte.

Nichtrussischer und russischer Nationalismus

Das Idealbild sprachlicher und nationaler Gleichberechtigung in der Sowjetunion litt freilich von allem Anfang an einem Grundübel: Wenn die nichtrussischen Völker der Sowjetunion sprach-kulturell und damit in ihrem nationalen Selbstbewusstsein und nationalen Stolz gefördert wurden, so entwickelten sich, bei der historischen Betrachtung der russischen Kolonisatorenrolle in ihren Ländern zur zaristischen Zeit, bestimmte antirussische Affekte stärker denn je. Hierzu kam, dass bei den rückständigeren Völkern wieder Russen an leitender Stelle der Verwaltung eingesetzt werden mussten, um den Gesamtbetrieb im Sinne der Moskauer kommunistischen Generallinie der Vergesellschaftung der Industrie und der Landwirtschaft aufrechterhalten zu können, was zu Inferioritätskomplexen der Nichtrussen und zu Superioritätskomplexen der Russen führte. Diese Tatsachen, die zum Grossteil in der menschlichen Natur liegen, welche mit Theorien nicht umgeschaffen wird, hatten in der Geschichte der Sowjets und des Kommunismus einen unaufhörlichen Eiertanz um die Praxis der nationalen und sprachlichen Gleichberechtigung innerhalb der roten Machtsphäre zur Folge. Es kam immer wieder dazu, dass Moskau bei aller laut gepredigten nationalen Gleichberechtigung in den nichtrussischen Sowjetrepubliken doch nur jene Kommunisten unterstützte, die nicht nur die führende Rolle Russlands in der Gegenwart anerkannten, sondern auch bereit waren, den antikolonialen und antirussischen Traditionen ihrer Heimatländer abzuschwören.

Die Londoner Zeitschrift «The World Today» erinnert an einige Beispiele des sowjetischen Lavierens auf diesem Gebiet in ihrer Novemberausgabe 1953: Jussopow, der Generalsekretär der Usbekischen Kommunistischen Partei, erklärte auf einem Parteitag in Taschkent, es müsse alles getan werden, um den Nationalstolz des usbekischen Volkes zu steigern, übe aber andererseits heftige Kritik an der «engstirnigen Verherrlichung» der Vergangenheit, vor allem der «Feudalkämpfe» um die Unabhängigkeit Usbekistans. Also: den Nationalstolz steigern, aber ihn zugleich abkühlen, wenn er den Drang nach Unabhängigkeit von Moskau laut werden lassen könnte; dann heisst es einfach, die geschichtlichen Gegner einer Abhängigkeit des betreffenden Volkes von den Russen seien feudalistische Ausbeuter gewesen, während Russland immer und a priori «volksfreundlich» gewesen ist. Man muss sich fragen, wozu dann eigentlich die russischen Kommunisten Revolution gemacht haben!

Der Historiker Wjatkin vertrat in der Moskauer Zeitschrift «Woprossy Istorii» im Februar 1952 das Dogma, alle gegen die grossrussische Kolonisierung gerichteten nationalen Unabhängigkeitsbewegungen der Vergangenheit hätten feudalen und reaktionären Charakter besessen, da Russland schon zur Zarenzeit den sozialen und wirtschaftlichen Fortschritt repräsentiert habe.

Sehr interessant ist der Fall des Nationalismus des kasachischen Historikers Suleimenow, der in der «Prawda» vom 13. Januar 1953 erörtert wurde. Suleimenow glaubte in voller Übereinstimmung mit der Parteilinie zu handeln, als er die «bürgerlichen Nationalisten» angriff – doch dann wurde er plötzlich selbst als nationalistischer Agent und Doppelzüngler an den Pranger gestellt. In Wirklichkeit verhielt sich die Sache so, dass Suleimenow genau wie viele andere usbekische, tadschikische und tatarische Intellektuelle durch das Studium der Vergangenheit, dem die bolschewistische Revolution unzweifel-

haft starken Auftrieb gegeben hatte, nicht nur mit den antikolonialen Traditionen Turkestans vertraut wurde, sondern auch die kulturelle Zusammengehörigkeit der Turkvölker erkannte. Moskau war sich sofort der Gefahr für die Zentralregierung bewusst, die die Propagierung dieser scheinbar ganz harmlosen Feststellung in sich barg, konnte sie doch leicht zum Sprengstoff werden, sobald sie in jenen Gebieten, in denen ein grosser Teil der Bevölkerung die kommunistische Diktatur als die Diktatur einer fremden Macht ansah, in weiteren Kreisen Eingang fand. So musste Suleimenow gemassregelt werden.

Nationales Geben und Nehmen

Der Nationalismus nichtrussischer Völker muss immer in Grenzen bleiben, in denen er dem russischen Nationalismus nichts anhaben kann.

So wird auch der sogenannte «Panislamismus» von Moskau aus in Acht und Bann getan – als Ketzerei nationalistischer Prägung, obwohl er nur als natürliche, organische Folge, als Zusammengehörigkeitsgefühl der usbekischen, tadschikischen und verwandten Kulturen aus der gemeinsamen Religion des Islams heraus zu erklären ist. Die «Literaturnaja Gazeta» vom 20. November 1952 äusserte sich dazu vernichtend: «Die korrupte Idee der Panislamisten ist für die östlichen Republiken eine ebenso grosse Gefahr wie die Ideologie der Handlanger des Vatikans für die Republiken des Westens...»

Im Moskauer «Geben und Nehmen» auf dem Sektor des nationalen und sprachlichen Auslebens der nichtrussischen Völker vollzieht sich im Grunde die Parallele zur sowjetischen Agrarreform: dem als feudalistisch verschrienen Grossgrundbesitz wird der Boden weggenommen und unter die «Kleinen» verteilt – bis man ihn wieder den Kleinen wegnimmt, um sie zur «höheren Form» der Agrikultur im zentralistisch geleiteten Kollektivsystem zu nötigen.

Carr zeigt in seiner Trilogie über die Frühzeit des bolschewistischen Regimes, «The Bolshevik Revolution 1917–23», erschienen in London 1950, wie die Kommunisten nach und nach auf fast allen Gebieten in Widerspruch zu ihren utopischen Idealen gerieten. So entpuppte sich auch die von der Zentrale ausgehende Sowjetisierung nur als neue Sonderform der Kolonisierung. Der Antagonismus zwischen den von der Zentralregierung eingesetzten kommunistischen Funktionären, meist Russen, und den ihnen unterstellten örtlichen Kadern nahm zwangsläufig den Charakter eines nationalen Gegensatzes an. In ganz Litauen und in der Westukraine war es nach dem Krieg kaum möglich, genügend einheimische Funktionäre zur Durchführung der Weisungen über die Kollektivisierung der Landwirtschaft zu mobilisieren: diese Lücke füllte man, indem man Russen in diese Gebiete entsandte. Desgleichen gab man den Russen bei der Aufstellung der politischen Polizei aller Republiken der Sowjetunion den Vorzug. Sogar die Innenminister einiger Republiken waren Russen.

Die Rolle der russischen Sprache

Dem Unmut der nichtrussischen Völker über solche Widersprüche versucht man durch die Propagierung eines Sprachbildes abzuwehren: die Stellung des russischen Volkes gegenüber den anderen Nationalitäten der Sowjetunion sei die eines «älteren Bruders». Damit ist aber nicht viel getan, denn dass die jüngeren Kinder mit der Bemutterung durch den älteren Bruder ganz und gar nicht einverstanden sind, kann man auch schon in der Familie studieren.

Das hauptsächlichste und wirksamste Gegengewicht gegen den offiziell geförderten nichtrussischen Nationalismus (damit er ja nie zu gross werde) sieht man in Moskau darin, die russische Sprache erstens als die zweite Muttersprache aller Sowjetbürger, mit der sie sich untereinander verständigen, hinzustellen und zweitens diese durch Pseudowissenschaftler in die klei-

neren nationalen Sprachen eindringen und deren Wortschatz vergewaltigen zu lassen.

«Die Sprache der grossen russischen Nation», schreibt die Zeitschrift «Turkmenskaja Iskra» in Aschchabad am 8. April 1953, «ist ein grossartiges Mittel, um innerhalb des Sowjetstaates einen engen Kontakt aller Völker unseres Vaterlandes zu vermitteln, ein unversiegbarer Quell, um alle Sprachen der Sowjetunion zu bereichern. Unter dem Einfluss dieser grossartigen Sprache vollzieht sich eine ununterbrochene Änderung und Vervollständigung des Wortschatzes der turkmenischen Sprache.» In der Zeitschrift «Sowjetskaja Kirgisisja» in Frunse war am 6. Juni 1953 zu lesen: «Eine weitere Quelle für die Entwicklung und Ergänzung der kirgisischen Sprache bildet die russische Sprache: die Bereicherung und Auffüllung der kirgisischen Sprache durch russische Sprachelemente ist der gemeinsamen Arbeit des russischen und kirgisischen Volkes am Aufbau der kommunistischen Gesellschaft zu danken. Es wurde die kirgisische Schrift noch vor dem Krieg vom lateinischen auf ein neues, sich an die russische Schreibweise anlehndes Alphabet umgestellt. Die der russischen Sprache entnommenen Fachausdrücke gehen heute schon in die Zehntausende...»

Nationale Kulturen und sozialistische Einheitskultur

Der Kommunismus ist eine Weltanschauung des Chaos und der Methodik zugleich. So ist es klar, dass die mobilisierten Professoren auch für das Chaos zwischen Freiheit und Unfreiheit der Sprachen und Nationalitäten der Sowjetunion eine Theorie finden mussten, die das ganze Durcheinander in eine höher scheinende Methodik einordnet.

Diese Methodik kommt in einem Artikel des Wissenschaftlichen Sekretärs des Sprachwissenschaftlichen Institutes an der Georgischen Akademie der Wissenschaften in Tiflis, Achwledjani, zum Ausdruck, der in der Tifliser Zeitschrift «Sarja Wostoka» vom 15. April 1953 zu lesen ist. Es heisst da:

«Welche Zukunft haben die Nationalsprachen? Ihr Schicksal hängt von dem der betreffenden Nationen ab. Nach der marxistisch-leninistischen Lehre von der Nation ist anzunehmen, dass die nationalen Unterschiede allmählich sich verwischen und dass die verschiedenen nationalen Kulturen in eine gemeinsame, nach Form und Inhalt sozialistische Kultur einmünden werden. Da die Sprache eine Form der nationalen Kultur ist, ist das kulturelle Aufgehen verschiedener Nationen in einer nach Inhalt und Form sozialistischen Einheitskultur gleichbedeutend mit dem Aufgehen der Nationalsprachen in einer einzigen, gemeinsamen Weltsprache. Die Entstehung einer allen Völkern gemeinsamen Einheitsprache ist aber erst nach dem Sieg des Sozialismus im Weltmasstab möglich. Der Übergang von den Nationalsprachen zur Welt-Einheitsprache erfolgt jedoch nicht unmittelbar nach dem Sieg des Sozialismus in der ganzen Welt, weil nationale Verschiedenheiten, wie Lenin sagte, auch nach der Errichtung der Diktatur des Proletariats im Weltmasstab noch lange fortbestehen werden. Für die erste Etappe nach dem Sieg des Sozialismus in der ganzen Welt wird ein Aufblühen der bis dahin unterdrückten Nationen auf allen Gebieten kennzeichnend sein: in dieser Periode werden sich die Nationalsprachen noch weiter entwickeln. Erst in der zweiten Etappe, in der Periode der Diktatur des Proletariats in der ganzen Welt, wenn das sozialistische Weltwirtschaftssystem genügend erstarkt ist und der Sozialismus der Lebensweise der Völker das Gepräge gibt, wenn sich die Nationen von den Vorzügen einer gemeinsamen Sprache vor den Nationalsprachen überzeugt haben, erst dann werden die Verschiedenheiten der Nationen und Sprachen allmählich absterben und einer allen gemeinsamen Weltsprache Platz machen. In dem Masse, in dem sich eine gemeinsame Weltwirtschaft herausbildet, werden zunächst aus den vielen hundert Nationalsprachen einige Sprachen für ganze Zonen, für einzelne Gruppen von Nationen entstehen, für die zonale Wirtschaftszentren existieren. Später werden die Sprachen auf Grund lange währender gegenseitiger Beeinflussung und Bereicherung in einer einheitlichen, gemeinsamen Sprache aufgehen. Das wird eine neue Sprache sein, die die besten Elemente der nationalen und zonalen Sprachen in sich vereinigt.»

Soweit der Artikel Achwledjanis in der «Sarja Wostoka». Der Name der Zeitschrift, «Sarja Wostoka», bedeutet soviel wie

«Das Licht des Ostens». In der Sprachen- und Nationalitätenpraxis der Sowjetunion, auch wenn sie, wie man eben vernommen hat, theoretisch unterbaut wird, ist von Licht nichts zu merken: man experimentiert auf und ab, mit steter Haupttrücksicht auf den Zentralismus des Kreml, unter rhetorischem Auf-

gebot eines utopistischen Paradieses, auf Kosten der Völker, die in der sowjetischen Sprachenlösung genau so terrorisiert werden wie auf allen anderen Gebieten bolschewistischer Diktatur, selbst wenn sie, wie heute die Deutschen in der Tschechoslowakei, einen augenblicklichen Vorteil geniessen. F. G.

Der Herrschaftsbereich des Kommunismus

Die Warner vor der kommunistischen Gefahr machten vor dem zweiten Weltkrieg immer wieder aufmerksam, durch den Bestand des kommunistischen Regimes sei ein Sechstel der Erde mit rund 150 Millionen Einwohnern unter dem Machtbereich des Kommunismus. Durch die Errichtung der kommunistischen Volksdemokratien in Ost- und Südosteuropa und vor allem durch die kommunistische Machtergreifung in China hat sich das Bild wesentlich verändert. Vor zwei Jahren musste Nordkorea dem Kommunismus überlassen werden. Durch den Genfer Vertrag im Sommer dieses Jahres hat der Kommunismus als weiteres Land das nördliche Vietnam sich einverleibt.

Die folgende Tabelle gibt eine Übersicht über den gegenwärtigen Stand des kommunistischen Machtbereichs, seinen Anteil am Landbesitz, die Bevölkerungszahlen der kommunistischen Länder und der Katholiken in ihnen.

Land	km ²	Gesamtbevölkerung	Katholiken
Russland (ohne baltische Staaten)	20 000 000	200 000 000	8 000 000
Estland	45 221	1 134 000	2 000
Lettland	65 790	2 000 000	500 000
Litauen	53 242	3 000 000	2 200 000
Polen	388 000	25 000 000	21 500 000

Tschechoslowakei	140 000	12 340 000	9 300 000
Ungarn	93 000	10 000 000	6 125 000
Ostdeutschland	107 173	18 541 000	2 000 000
Jugoslawien	249 000	17 000 000	5 500 000
Rumänien	294 000	16 000 000	3 000 000
Bulgarien	103 000	7 160 000	56 000
Albanien	36 000	1 200 000	100 000
China	11 000 000	500 000 000	4 000 000
Nordkorea	120 000	9 100 000	20 000
Nordvietnam	711 000	13 000 000	1 200 000
insgesamt	33 405 426	835 475 000	63 503 000
übrige Länder	115 594 574	1 364 525 000	361 497 000

Nicht mehr bloss ein Sechstel der Erde, sondern 22,1% allen Landes, das ist mehr als ein Fünftel, sind kommunistisch. Die rund 835 Millionen Menschen unter kommunistischen Regimes bilden 38% der heute auf 2200 Millionen geschätzten Zahl der Erdbewohner. Bei einer Gesamtzahl von rund 425 Millionen Katholiken in der Welt lebt mehr als ein Siebtel von ihnen im kommunistischen Herrschaftsbereich. Entsprechen unser Ernst gegenüber der kommunistischen Gefahr und unsere Anteilnahme am Schicksal so vieler Katholiken, Christen, Menschen im Banne des Kommunismus dieser Grössenordnung? K. St.

Ontologie auf neuen Wegen

Nach der *Einführung in die Philosophie* und der *Erkenntnislehre* erschien, noch vor der *Logik*, als Band 4 der *Philosophia Lovaniensis*, in deutscher Sprache die *Ontologie* von Van Steenberghe.¹⁾ Der Verfasser, derselbe, der die «Erkenntnislehre» geschrieben hat, ist zuerst als Historiker bekannt geworden. Durch seine Forschungen über Siger von Brabant hat er sich in die erste Reihe unserer Mediävisten eingeschaltet. In der monumentalen «*Histoire de l'Eglise*» von Fliche-Martin ist ihm denn auch das geistige Ringen des 13. Jahrhunderts, also der Hochscholastik, zur Darstellung anvertraut worden. Aber bereits seine «Erkenntnislehre» bewies, wie wenig der Geschichtler den selbständigen, unerbittlich der Sache selbst zugewandten Denker zurückzudrängen vermochte. Die «Ontologie» rückt die Eigenwüchsigkeit und Radikalität seines Philosophierens erst recht ins Licht. So souverän ist noch selten einer, der sich zu Thomas bekennt, umgegangen mit dem thomasischen Erbe. Es ging ihm offenbar um den Geist und nicht um den Buchstaben. Das ganze Gerüst der bisherigen Ontologie wird umgelegt. Ein Arsenal voll altüberlieferter Begriffsdistinktionen wird ausgeräumt. Von der Sache her wird in rigoroser Strenge und unter ständiger kritischer Rechtfertigung der Methode Stockwerk um Stockwerk einer neuen Metaphysik aufgerichtet, die an Einheitlichkeit, Geschlossenheit, klarer Linienführung ihresgleichen sucht.

¹⁾ Fernand Van Steenberghe: «Ontologie». Aus dem Französischen übertragen, durch eine Einführung und Anmerkungen erweitert von DDr. Alois Guggenberger. Benziger-Verlag, Einsiedeln-Zürich-Köln, 1953. 472 Seiten. In Leinen gebunden sFr. 26.70, DM 25.70.

Den Ausgangspunkt nimmt diese Metaphysik – darin der Überlieferung noch durchaus konform – im Lichte der Seinsidee. Mit dieser Idee ist die Allheit des Wirklichen gesichtet, um die es der Philosophie im Gegensatz zu den Einzelwissenschaften wesentlich geht. Selbst zwar in der Seinerfahrung gründend, aber alle Tatsächenerfahrung zugleich übersteigend, ist sie in sich bereits weiterer schwerwiegender Erkenntnisse trüchtig. Rein aus dem Sein als solchem lassen sich eine Reihe von Grundmerkmalen ableiten, die für jedes Seiende gelten und die die ontologische Grundlage bilden für unsere Denkprinzipien.

Die Erfahrung, so wird darauf hingezeigt, führt uns indes immer bloss an Seiendes heran, das den in der Seinsidee gegebenen Seinssinn und die Seinsproprietäten nur in endlicher, gebrochener Weise realisiert. Das Erfahrungswirkliche ist ein Vielfältiges, das zudem einem stetigen Werden unterworfen ist. Das endliche Seiende ist Subjekt einer Tätigkeit, und diese Tätigkeit setzt es in Zusammenhang mit jenem Sein, von dem es durch seine Wesensgrenzen geschieden ist. Diese Erfahrungsgegebenheiten werden von der Seinsidee her durchdacht und nach ihren inneren und äusseren Möglichkeitsgründen durchforscht. Solches Durchdenken der metaphysischen Ordnung des endlichen Seins aber ist nichts anderes als der «metaphysische Gottesbeweis». Das endliche Seiende ist in seinem Sein nur möglich durch ein unendliches, ein transzendentes, absolutes Sein.

Mit diesem absoluten Sein hat sich in der Folge die Ontologie, die ja das Sein als Sein denkt, zu befassen. Mit einer bis-

her wohl selten erreichten logischen Strenge und Gesetzmäßigkeit werden die Eigenschaften Gottes aus seinem Grundbezug zur Welt abgeleitet.

Zum Schluss wendet sich die Untersuchung zurück zur Ordnung des endlichen Seienden, um diese nun im Lichte der entfalteten Gottesidee wesentlicher zu verstehen.

Die entscheidende Neuerung dieser Ontologie – die freilich nur den ursprünglichen aristotelischen Entwurf wieder aufnimmt und zu einem glücklicheren Ende führt – liegt offensichtlich in der Verschmelzung von Ontologie und (natürlicher) Theologie. Eine Verbindung, die nach des Verfassers Meinung allein die beiden Teildisziplinen vor der Vergeblichkeit zu bewahren vermag. Denn der Theologie gibt das Seinsdenken die allein zureichende transzendente Basis, der Ontologie aber der Gottesbeweis erst ihre Tiefendimension. Der Gottesbeweis ist das eigentliche Herzstück der Ontologie. Damit aber wird die Ontologie am Ende notwendigerweise Theologie. Und nur eine ontologisch begründete Theologie ist philosophische Theologie. Die *quinque viae* des hl. Thomas treffen nur dann ins Ziel, wenn ihre Gedankenbahnen so korrigiert werden, dass sie einmünden in den einen metaphysischen Beweis.

Was sagt die Kritik dazu? Die Idee einer Reintegration der Gotteslehre in die Ontologie hat schon seit einiger Zeit ihre Anhänger. Unter anderem wird sie auch von Joh. B. Lotz, SJ, verfochten. Unseres Wissens aber hat Van Steenberghen als erster eine Ontologie konsequent nach diesem Plan ausgearbeitet.² Damit ist vielleicht ein entscheidender Schritt getan, wenn auch niemand behaupten wird, dass nun die Metaphysik eine definitive Gestalt gewonnen hat. Eine neue Richtung ist gewiesen, aber es bleiben auch hier verschiedene Wege auszuprobieren. Die eigentliche Auseinandersetzung der Schulen mit Van Steenberghen muß erst noch einsetzen. Sein Wurf ist im Ganzen zweifellos imposant. Und manche Parteien dürften klassische Geltung erhalten, während uns andere eher der Überholung ausgesetzt scheinen.

Für gewisse Aufstellungen nimmt der Verfasser eine Evidenz in Anspruch, die uns nicht gegeben ist. So etwa für sein Prinzip der Ähnlichkeit: «Jedes Seiende ist, insofern es ist, jedem andern ähnlich.» Dieses Prinzip hat metaphysisch bedeutsamen Sinn nur unter der Voraussetzung des Realunterschiedes von «esse» und «essentia» im endlichen Seienden.

² Louis De Raemaeker geht in seiner «Philosophie de l'Être» (Louvain, 1947²) einen ähnlichen Weg. Doch ist bei ihm der Aufbau nicht derweise gestrafft, dass klassische Probleme der thomistischen Metaphysik ausfallen würden.

Aber eben das ist der strittige Punkt. Was für die Thomisten eines der lichtvollsten Erkenntnisse bedeutet, erscheint andern als bloße Illusion eines ungewitzigten Begriffsrealismus. Der Autor sucht zwar an anderer Stelle und unter anderer Benennung diesen Realunterschied streng zu beweisen und als die Grundverfassung des endlichen Seins zu deuten. Aber hier erst recht können wir uns des Eindrucks nicht erwehren, dass da eine jener Verdinglichungen oder Reifikationen des Begrifflichen unterlaufe, die für den mittelalterlichen Realismus so charakteristisch waren, und die unser Philosoph im übrigen selbst anprangert und bekämpft. Mindestens müssen wir gestehen, dass dieser neue Beweisgang uns die Sache in keiner Weise näher gebracht hat.

Was das Mass des zu berücksichtigenden Erfahrungswissens angeht, so fragen wir uns, ob die Beschränkung auf die Aspekte der Vielheit und des Werdens notwendig war. Müssten in einer Ontologie, in der es um den Sinn von Sein geht, nicht auch die endlichen Seinsdifferenzen von Realität und Idealität, von Wesenssein und akzidentellem Sein, von geistigem und materiellem Sein näher erörtert werden? Vermutlich ergäben sich daraus auch für die Gotteslehre neue und wichtige Zufahrtsstrassen. Oder hat es die Ontologie wirklich nötig, sich auf dem äussersten Grad der Abstraktheit aufzuhalten und jede Annäherung an das Konkrete als eine Befleckung ihres reinen Wesens zu meiden?

Ein gewisses Unbehagen verursacht uns die den ganzen Traktat durchziehende Art eines Philosophierens, die, nach einer Unterscheidung von Gabriel Marcel, das Sein vielleicht zu sehr nur als Problem und zu wenig als Mysterium nimmt.

Nach diesen mehr oder weniger pertinenten kritischen Bemerkungen, welche die Leistung des Löwener Philosophen nicht herabmindern können, noch ein Wort zur deutschen Ausgabe. Sie ist in jeder Hinsicht mustergültig. DDr. Guggenberger hat das französische Original in ein vorzügliches, mit blendenden Formulierungen durchsetztes, zeitgenössisches Deutsch umgegossen. Auf Schritt und Tritt spürt man: der Übersetzer ist selbst ein Meister des Denkens und der Sprache, der nicht sklavisch übertragen muss, sondern einem Gedanken gang das ihm zugehörige Sprachgewand frei zu schaffen vermag. Von hohem Wert sind auch seine Einleitung und seine Anmerkungen, durch die der Zusammenhang mit dem philosophischen Gespräch im deutschen Sprachraum hergestellt wird. Demselben Zweck dient ein erweitertes «Literaturverzeichnis der neuesten einschlägigen Veröffentlichungen». Schliesslich war der Herausgeber, Dr. P. Maximilian Roesle, auch um ein ausführliches Namens- und Sachregister bemüht. Kaspar Hürlimann.

Zur Diskussion über den Fuldaer Katholikentag

(Brief an Herrn Dr. Roegele, Chefredaktor des «Rheinischen Merkur»)

Sehr geehrter Herr Doktor,

Ihre Antwort auf meinen Artikel in dieser Zeitschrift zum 76. deutschen Katholikentag, die Sie mir brieflich zustellten, hat mich aufrichtig gefreut. Sie zeigt, dass die Zeiten nun endgültig vorbei sind, in denen die Mitglieder einer Nation ausschliesslich nur ihre eigenen Blätter lesen oder jedes kritische Wort von jenseits der Landesgrenze – auch wenn es sachlich und wohlwollend gemeint ist – als unberechtigte Einmischung in «fremde» Angelegenheiten zurückweisen. Der Christ jedes Landes darf und soll, weil er ein Christ ist, die Sorgen und Anliegen der Christen in anderen Ländern zu den «seinen» machen, und der Christ des anderen Landes soll sich, weil er ein Christ ist, zu einer offenen Aussprache ohne Ressentiment bereit finden, auch wenn ein ihm unberechtigt erscheinendes Wort von drüben herüberbörte. Diesen Geist atmet Ihr ganzes Schreiben und der Abbau dieser Grenzen zwischen Christen ist ein sehr erfreulicher Schritt zur Überwindung eines falschen Nationalismus, der es fertig brachte, dass praktisch durch Jahrzehnte die Katholiken verschiedener Nationen nur über Rom, mit dem sie sicher alle verbunden waren, miteinander zusam-

menhingen oder höchstens noch von andern Ländern durch die Brille ihrer eigenen «Beobachter» voneinander Kenntnis nahmen.

Ihr Brief enthält – wenn ich richtig verstehe – ein zweifaches Anliegen: ein mehr persönliches und ein mehr sachliches.

Das *persönliche* besteht darin, dass Sie «unter allen Umständen den Eindruck vermeiden möchten, als hätten Sie sich als unverbesserlicher Intelligenzler gegen das legitime Bedürfnis des Kirchenvolkes nach Gemeinschaftserlebnissen gewandt, oder als hätten Sie dem Katholikentag das Recht auf ein solches abgesprochen». Sie fürchten, durch Ihren Artikel vor dem Katholikentag in dieses Licht geraten zu sein. Meine Ausführungen in der «Orientierung» und ein Artikel von Erzbischof Dr. Jäger in der «Politisch-sozialen Korrespondenz» vom 15. September scheinen Ihnen das zu beweisen. Der hochwürdige Oberhirte der Erzdiözese Paderborn weist darin Ihren Vorschlag, «den Abstand zwischen den Katholikentagen zu vergrössern, mit dem Argument zurück, das Kirchenvolk in Deutschland brauche, gerade in der jetzigen Situation, häufiger ein grosses kirchliches Gemeinschaftserlebnis und eine die Kraft des deutschen Katho-

lizismus anschaulich darstellende Heerschau». Diese Gedanken treffen sich in etwa mit meinen etwas universaler gehaltenen Ausführungen.

Sie sind grundsätzlich mit uns einig und betonen, dass auch Sie «durchaus kein Gegner jener kirchlichen Massenveranstaltungen sind, die zwar den Intelligenzern nicht recht gefallen wollen, die aber doch für breite Teile des Kirchenvolkes... unentbehrlich erscheinen». Es freut mich sehr, diese aufgeschlossene Haltung bei der Leitung einer vorwiegend für Intellektuelle bestimmten Zeitschrift so unumwunden und deutlich ausgesprochen zu finden. Diese Freude überwiegt bei weitem das Bedauern über meinen Missgriff in der Interpretation Ihres Artikels, die übrigens nicht direkt auf Ihren Artikel, sondern auf eine den Intellektuellen ganz allgemein drohende Gefahr bezogen war.

Nun aber zu Ihrem *Hauptanliegen*: Sie sind der Ansicht, «dass die Katholikentage nach einem andern Gesetz angetreten sind und nicht in erster Linie die Aufgabe haben, diese besonderen Bedürfnisse eines Gemeinschaftserlebnisses im kirchlichen Raum zu befriedigen. *Katholikentage hatten von Anfang an die Aufgabe, eine (im weitesten Sinn) politische Programmatik des deutschen Katholizismus zu entwickeln und für deren Verkündigung ein entsprechendes Forum zu bilden.* Mit diesem Anspruch sind die Katholikentage auch nach 1945 wieder ins Leben gerufen worden. Mainz, Bochum und (in geringerer Masse) auch Berlin haben diesen Anspruch durchaus erfüllt... In Fulda ist dieser Anspruch nicht nur nicht erfüllt worden, sondern man hat geradezu die Linie verlassen, diesen Anspruch überhaupt noch zu erheben. Damit ist ein Wandel in der Aufgabenstellung der deutschen Katholikentage eingetreten; der politische und kirchenpolitische programmatische Anspruch ist in den Hintergrund getreten, das kirchlich-religiöse Gemeinschaftserlebnis hat die Bühne beherrscht.»

Gegen diesen Wandel wollen Sie sich wenden: «Wenn man den traditionellen Anspruch der deutschen Katholikentage aufgibt, beraubt man sich nach meinem Dafürhalten einer Wirkmöglichkeit in die deutsche Öffentlichkeit hinein, die bisher – wenn sie entsprechend benutzt und mit Substanz ausgefüllt worden ist – sehr beachtliche Erfolge hatte...»

Und um in diesem Sinn den Katholikentagen ihre «die Welt aufhorchende Prägnanz der Aussage» zu erhalten, wünschen Sie, der Abstand zwischen den einzelnen Katholikentagen möge sich vergrößern.

*

Damit ist der Kern eines sehr ernst und gar nicht einfachen Problems, von allen Schalen befreit, herausgestellt.

Ich glaube, wir sind uns einig, dass es hier um ein «in erster Linie» geht. Denn dass die Katholikentage stets und besonders nach 1945 auch die Funktion hatten, ein starkes Gemeinschaftserleben zu vermitteln, bestreiten Sie ja offensichtlich nicht. Sie glauben nur, dass das nicht ihre erste Aufgabe sei. Oder sagen wir vielleicht besser: Im Unterschied zu anderen Gemeinschaftserlebnissen wie Kölner Domfest, Bonifatiusjubiläum, Grundsteinlegung für die Speyerer Bernhard von Clairvaux-Kirche sollten, ihrer besten Tradition gemäss, die Katholikentage ein Gemeinschaftserlebnis auf eine politische (oder überhaupt in den «weltlichen» Raum hinein vorstossende) gemeinsame Tat hin sein, das ein konkretes Programm verkündet und zugleich besiegelt. (Genau das wollte ich einleitend und abschliessend in meinem Artikel auch andeuten als das erstrebenswerte – aber nicht immer erreichbare Ziel.)

Der Unterschied zu früheren Zeiten liegt – glaube ich – zum Teil in der veränderten Situation des deutschen Katholizismus begründet. Dort wo der Katholizismus sich stark in der Defensive befindet, ist das Betonen katholischer *Prinzipien*, ihre Verkündigung und der bekundete Wille, sie zur Lebensnorm zu machen, bereits ein «Ereignis». Dieselbe programmatische Eindringlichkeit besitzt auch ein Protest gegen konkrete Verwirklichungen (Gesetze, soziale Verhältnisse und dergleichen), die mit den katholischen Prinzipien nicht im Einklang stehen.

Beides erweckt den Eindruck von Programmen – es sind aber Programme, die mehr im *Negieren* bestehen, wo es um konkrete Verwirklichung geht; im Positiven aber über eine gewisse Allgemeinheit von Grundsätzen nicht hinauskommen. Solange der Katholizismus in Deutschland keine führende Stellung besass, war das die einzige Möglichkeit, die ihm in seinem Wirken in den weltlichen und vor allem in den politischen Raum zu Gebote stand.

Mit der Tatsache, dass der Katholizismus heute eine – wenn nicht führende – stark an der Führung beteiligte Stellung im politischen und weltlichen Raum gewonnen hat, ändert sich die Lage grundsätzlich. Man fragt ihn nicht mehr bloss nach seinen Prinzipien und nach dem, was er an konkreten Lösungen (auf Grund seiner Prinzipien) glaubt ablehnen zu müssen. Man wünscht von ihm positive und konkrete ins Einzelne gehende Lösungsvorschläge. Hier aber wird es schwierig, eine katholische *einheitliche* Antwort zu geben und zwar deshalb, weil die Prinzipien den Katho-

liken nicht auf eine konkrete Antwort festlegen. Der Glaube verlangt zwar gewiss, dass jeder Katholik eine konkrete Verwirklichung «aus dem Glauben» versuche. Er lässt aber einen Spielraum für verschiedene mögliche Verwirklichungen aus dem Glauben.

In der *Kirchenpolitik* gibt es gewiss diesen Spielraum auch. Dort sind es Papst und Bischöfe, die einen der möglichen Wege auswählen, und es verlangt im allgemeinen der kindliche Gehorsam, dass alle Katholiken sich diesem Entscheid anschliessen. Hier ist also ein Betätigungsfeld der Katholikentage auch für heute durchaus gegeben.

In der *weltlichen* Politik jedoch ist keine derartige Lösung möglich, die von oben herab alle Katholiken auf eine Linie einigen würde. Bochum hat dies versucht und dabei seinen bekannten «Betriebsunfall» erlebt. Ein Katholikentag ist keine Parteiversammlung. Er ist kein Wirtschaftsband und keine Gewerkschaft. Es darf auf ihm keine Kunstrichtung und keine «Bewegung» ein Monopol errichten, und darin liegt in der heutigen Zeit eine gewisse Schwierigkeit. Sie war es, wenn ich richtig unterrichtet bin, die die Leitung der Katholikentage seit Passau bewusst von der Formulierung von Resolutionen absehen liess. Man glaubte so einer veränderten Zeitsituation Rechnung tragen zu müssen. Ich glaube, diese Überlegungen haben ihr gutes Recht, so sehr ich zunächst – nach Passau – glaubte, dagegen Protest einlegen zu müssen. Dabei hat allerdings, wie Sie richtig bemerken, der Katholikentag einen wesentlichen Bedeutungswandel vollzogen, der für die nichtkirchliche Öffentlichkeit einem beträchtlichen Bedeutungsverlust gleichkommt, dafür aber für die kirchliche Öffentlichkeit einen der Zeit angemessenen Gewinn an Verinnerlichung bringt, der wohl kaum durch andere Veranstaltungen grossen Stils wie das Bonifatius-Jubiläum «ersetzt» werden kann...

Sollen wir uns damit zufrieden geben? Mein Artikel endete beinahe in dieser Resignation. Nachdem ich nun Ihren Brief gelesen, schöpfe ich wieder Hoffnung. Ihr Anliegen ist nämlich trotz allem Gesagten ein sehr ernstes, das mit einer Unterscheidung, wie ich sie eben gemacht, noch lange nicht abgetan ist.

Aber wie lässt es sich retten? Sich nur auf kirchenpolitische Fragen beschränken? Es würde niemals genügen. Ich glaube, der richtige Weg wäre dieser: Gewiss nicht ein Parteimonopol irgendeiner Art auf irgendeinem Gebiet zu errichten, aber die unbestreitbar *mangelnde Konkretheit* der letzten Katholikentage durch die Erarbeitung einer Analyse unserer konkreten Zeitsituation wieder zu gewinnen. Die Prinzipien unseres Glaubens erhalten nämlich in anderer Zeit eine ganz andere Färbung. Ausserdem sind durch die veränderte Zeitsituation auch andere Prinzipien je wichtig, ja es gilt sogar, im Schoss der Tradition zwar ruhende aber noch nie eindeutig formulierte Prinzipien erstmals prägnant herauszuarbeiten. Das wäre eine grosse Aufgabe: Mainz vor allem hat dies versucht. Es ist aber ebenso eine sehr schwierige Aufgabe, und sie lässt sich tatsächlich nicht alle zwei Jahre bewältigen.

Im Erkennen der *Schwierigkeit* treffen Sie sich also durchaus – wie mir scheint – mit dem Katholikentagskomitee. Die von Ihnen vorgeschlagene Lösung aber bildet die eine radikale Durchschneidung des gordischen Knotens: nur alle fünf Jahre und damit ein Nichterfüllen des gesteigerten Bedürfnisses nach dem Gemeinschaftserleben im Rahmen von Katholikentagen; die Lösung, welche – grundsätzlich wenigstens – die deutschen Katholikentage seit Passau versuchten, ist nicht minder radikal nach der anderen Seite: Verzicht auf nach aussen wirkende Aktualität zugunsten des gesamtdeutschen religiösen Einheitserlebens.

Ich halte diese scheinbare Alternative nicht für echt. Es gibt einen Mittelweg. Er bestände darin, dass man zwei Arten von Katholikentagen veranstaltet, von denen die eine in den Arbeitskreisen vornehmlich einen *vorbereitenden* Charakter hätte, indem man die *konkrete Lage* in bezug auf ein Problem in den verschiedensten Lebensgebieten und Teilen Deutschlands studiert. Man würde erstaunlich viel Neues erfahren, sehr bereichert werden und sich durch diese brüderliche Aussprache näherkommen. Nach ein paar Jahren ergäbe sich von selbst die Notwendigkeit zur zusammenfassenden Programmatik in Ihrem Sinn. Auch sie liesse gewiss noch viele Wege offen, würde aber manche *Prinzipien* ganz neu beleuchtet zeigen oder auch erstmals formulieren. Das wäre dann nach aussen gesprochen, während die vorbereitenden Tagungen sich mit einem mehr nach innen gerichteten Erlebnis als Abschluss begnügen könnten. Tatsächlich arbeiteten so gut wie alle Arbeitsgemeinschaften bisher so, dass sie zuerst Prinzipien darlegten und dann in die Wirklichkeit vorzustossen versuchten. Es wäre weit fruchtbarer, genau umgekehrt *zuerst* eine Lage und die bisher versuchten Lösungen zu schildern, um von da zu fragen, welche Prinzipien des Glaubens uns Hilfe geben können. Wer *vor* der Frage schon antwortet, verfehlt die Frage nur zu leicht. Im Unterschied zur heutigen Praxis wäre dieser *mehr induktive statt wie bisher deduktive Weg neben der je fünfjährigen Programmgestaltung der entscheidende Faktor!*

Es ist hier nicht der Platz, diese Methodik, in der wir – nebenbei gesagt – von den französischen Katholiken (ihren *Semaines sociales* und ihrer ganzen Arbeitsweise) viel lernen könnten, näher zu betrachten. Auch ist das ja nicht unsere Aufgabe, die nicht darüber hinausgeht, eine Anregung zu geben.

Wenn aber diese Anregungen einen fruchtbaren Boden finden sollten, dann könnten wir eines jener sehr seltenen Feste feiern, die Journalisten beschieden sind.

Mit herzlichem Gruss bleibe ich

Ihr²sehr ergebener M. Galli.

Bücher

D'ALTRI ARNOLD

Gesamtumfang 144 Seiten, Grossformat 25 × 30 cm. Geb. Fr. 40.—. Text von Pierre Courthion, Paris. 106 Reproduktionen ausgewählter Werke, 4 Abbildungen im Text, 8 Farbtafeln. Dreisprachig: Französisch, Deutsch und Englisch. NZN-Verlag, Zürich.

Während der moderne Maler und Gaphiker einem scheinbar uferlosen Strom von Anregungen gegenübersteht und die Freiheit genießt, aus dem gesamten Bereich der sichtbaren Erscheinungen sich seine Bildvorwürfe in völliger Unabhängigkeit auszuwählen, sind diesbezüglich dem Bildhauer vom Objekt her bestimmte Grenzen gesetzt, indem sich ihm das körperlich Gestaltbare doch immer nur in einer beschränkten Anzahl von Gegenständen anbietet. Es sind vornehmlich die Gestalt des Tieres und die Gestalt des Menschen, an denen sich das künstlerische Vermögen des Bildhauers immer wieder zu erproben und zu entfalten hat. Es mag in diesem objektiven Zwang, dem sich der plastisch arbeitende Künstler ausgesetzt sieht, freilich auch ein Heilsames liegen, bringt doch die uneingeschränkte Freiheit in der Wahl der Motive und der Wegfall verbindlicher Aufgaben und verpflichtender Gegenstände nur allzuoft für den Maler auch eine Gefährdung durch Zweifel, Resignation, Willkür und Entfremdung beim Publikum mit sich. Der Bildhauer wird sich weit seltener in abstrakte Experimente verlieren, und, abgesehen von pseudo-technischen, im reinen Formerlebnis verharrenden Konkretionen, hat die moderne Plastik als die vielleicht konservativste unter den künstlerischen Äusserungen das Bild des Menschen im wesentlichen bewahrt. Die Frage nach der Art und Gültigkeit dieses Menschenbildes wird allerdings vor dem Werk jedes einzelnen Künstlers neu zu stellen sein.

Wenn wir den im NZN-Verlag Zürich erschienenen Bildband über den heute fünfzigjährigen Schweizer Bildhauer Arnold d'Altri durchblättern,

so scheint sich das Werk dieses Künstlers vor uns wie eine einzige grosse Variation über das Thema des Weiblichen aufzufächern. Als «Kauernde» oder «Schreitende», als «Eva», «Venus», «Bona Dea», «Gaia» oder «Saat», als «Eruptive», «Erregung», «Ekstase» oder «Uragst» tritt uns der weibliche Körper in immer neuen Ausformungen, bald in Stein, bald in Bronze entgegen. Gemeinsam ist den verschiedensten Gestaltungen dieses Themas etwas Animalisch-Drängendes und letztlich Dampf-Gehemmes, und hinter manchem literarisch-expressiv klingenden Titel finden sich Schöpfungen, die etwas von der Gebärdelosigkeit geschmolzener Wachfiguren oder von der Zufälligkeit von Tropfsteingebilden an sich haben.

Wohl vom Gültigsten geben unmittelbar-bereit die Porträt-Plastiken Zeugnis, etwa der Kopf einer «Römerin» oder das «Bildnis der Malerin Helen Dahm». – Einen beachtlichen Eigenwert dürfen auch die im vorliegenden Bildband durch eine schöne Auswahl vertretenen Zeichnungen d'Altris beanspruchen, indem sie weit über die Aufgabe, bloss Werkvorbereitung zu sein, hinausgreifen. Es sind charakteristischerweise farbige Zeichnungen, spielt doch auch an den Plastiken selbst eine gewisse malerische Komponente eine entscheidende Rolle. Durch eigenartige Ritzung glatter Oberflächen und durch Bevorzugung porösen, tuffsteinartigen Materials gelingt dem Bildhauer eine reizvolle Instrumentation mit Lichtern und Schatten. Man kann sich daher auch die Schöpfungen d'Altris kaum in Verbindung mit Architektur aufgestellt denken; nur aus der Eingliederung in den lebendigen Rhythmus der Natur scheinen sie ihre Erfüllung und ihre eigentliche Befreiung zu gewinnen.

Obwohl uns ein Buch die direkte Anschauung von Kunstwerken nie ganz ersetzen kann – und nie ersetzen soll –, so vermag doch ein so sorgfältig gestaltetes und von einem vorzüglichen Photographen (W. Läubli) betreutes Werk, wie es hier vorliegt, eine echte und anregende Begegnung mit einer Künstlerpersönlichkeit der Gegenwart zu vermitteln. O. V.

Eingelaufene Bücher

(Besprechung für ausdrücklich verlangte Bücher vorbehalten)

Kamil Murad: Das Land des Negus. Inn-Verlag, Innsbruck. 1953. 118 S. Leinen öSch. 45.—.

Kudera Elfriede: Die Legende von Borodin. Verlag «Christ Unterwegs», München. 1953. 78 S.

Kurth Rudolf: Von den Grenzen des Wissens. Verlag Ernst Reinhardt, Basel. 1953. 84 S. Kart. Fr. 5.50.

Lentner Leopold: Religionsunterricht zwischen Methode und freier Gestaltung. Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck. 1953. 232 S. Kart. Fr. 7.80.

Lill Elisabeth: Der Mond steht über Angela. F. H. Kerle-Verlag, Heidelberg. 1954. Ln. 125 S. DM 6.80.

Lippert Peter: Von Wundern und Geheimnissen. Verlag Ars sacra, Jos. Müller, München. 1933. 264 S. Ln. Fr. 13.20, brosch. Fr. 9.60.

de Lubac Henri: Méditation sur l'Eglise. Editions Montaigne, Paris, 1953. 330 S., broschiert.

Mathis / Angehrn: Um Kleid und Tracht. St. Wendelinswerk, Einsiedeln. 1953. 99 S. Kart.

Mauriac François: Das Gewand des Jünglings. Roman. F. H. Kerle-Verlag, Heidelberg. 1953. 247 S. Leinen DM 9.50.

Mauriac François: Das Ende der Nacht. Roman. Drei-Brücken-Verlag, Heidelberg. 1953. 282 S. Leinen DM 9.80.

Mauriac François: Galigai. Roman. Drei-Brücken-Verlag, Heidelberg. 1953. 181 S. Leinen DM 7.80.

Nigg Walter: Vom Geheimnis der Mönche. Artemis-Verlag, Zürich. 1953. 421 S. Leinen Fr. 25.80.

Nordström Clara: Tomtelilla. Roman. F. H. Kerle-Verlag, Heidelberg. 1953. 186 S. Leinen DM 4.85.

Perrin-Thibon: Wir kannten Simone Weil. Verlag Ferd. Schöningh, Paderborn. 1953. 223 S. Leinen DM 7.80.

Rosenberg Alfons: Der Christ und die Erde. Verlag Otto Walter AG., Olten. 1953. 350 S. Ganzleinen Fr. 15.80.

Reichhold Ludwig: Europäische Arbeiter-Bewegung. Band I: 406 S., Band II: 348 S. Leinen je DM 12.—. Verlag Josef Knecht, Carolusdruckerei, Frankfurt a. M. 1953.

Rohrbasser Anton: Heilslehre der Kirche. Dokumente von Pius IX. bis Pius XII. Paulus-Verlag, Fribourg. 1953. XXIV und 1344 S. Leinen geb. Fr. 31.20.

Rusch Paul, Dr.: Junger Arbeiter, wohin? Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck. 1953. 200 S. Kart. Fr. 3.80.

Schilling Kurt: Geschichte der Philosophie. Band II: Die Neuzeit. Verlag Ernst Reinhardt, Basel 1953. 688 S. mit 55 Kunstdrucktafeln. Leinen Fr. 32.— (Band I Fr. 21.—), beide Bände zusammen Fr. 48.50.

Schlesinger Walter: Meissner Dom und Naumburger Westchor. Böhlau-Verlag, Münster-Köln. 1952. 99 S. Kart. DM 6.80.

Schlüter-Hermkes Maria / Georg K. Frank: Weltlose Religion — Gottlose Welt. Werkbund-Verlag, Würzburg. 1954. 39 S. Kart. DM 1.80.

Schneider Friedrich: Philosophie der Gegenwart. Ernst Reinhardt-Verlag, Basel. 1953. 76 S. Kart. Fr. 3.40, Leinen Fr. 5.40.

Schneider Reinhold: Begnadete Nacht. Eine Weihnachtsansprache. Evangelisches Verlagswerk, Stuttgart. 1953. 16 S., num. Exemplare. DM 3.80.

Schneider Reinhold: Die Hohenzollern. Jakob Hegner-Verlag, Olten, 1953. 2. Auflage. 282 S. Leinen.

Stolz Wilhelm: Theologisch-Dialektischer Personalismus und kirchliche Einheit. Studia Friburgensia, Neue Folge, Heft 6. Universitäts-Verlag, Fribourg. 1953. 190 S. Brosch.

Wagner Hans: Existenz, Analogie und Dialektik. 1. Halbband. Verlag Ernst Reinhardt, Basel. 1953. 227 S. Kart. Fr. 16.50, Leinen Fr. 19.—.

Für die Aufklärungskampagne über die Frage der Ausnahmeartikel bietet Referenten wertvollste Hilfe die neue, soeben erschienene Materialmappe:

Die konfessionellen Ausnahmeartikel der Bundesverfassung

5 Faszikel, insges. 152 Seiten, Presspanhülle Fr. 8.50

1. Faszikel: Mönchtum und Orden
2. Faszikel: Die Gesellschaft Jesu
3. Faszikel: Wie kam es zu den konfessionellen Ausnahmebestimmungen der Bundesverfassung?
4. Faszikel: Vorwürfe und Schlagworte
5. Faszikel: Zusammenfassende Stellungnahme zu den konfessionellen Ausnahmeartikeln

REX-VERLAG, St. Karliquai 12, LUZERN

Soeben ist erschienen!

J. B. LASS

Der Mutter Mahnruf an die Welt

Die grosse Botschaft von La Salette

Nach E. Picard und anderen authentischen Quellen. Mit einer Einführung von Univ.-Prof. P. Dr. Franz Lakner S. J.

306 Seiten, mit 12 Kunstdruckbildern,
Leinen S 48.—, DM 8.80, s.Fr. 9.50

Der grosse französische Dichter Léon Bloy nennt La Salette «die grosse Botschaft des erschütterten Mutterherzens Mariens» und behauptet, dass La Salette die erste grosse Offenbarung Mariens seit dem Magnifikat war.

Durch jede Buchhandlung erhältlich

MARIANISCHER VERLAG der V. A. Tyrolia, Innsbruck

VERBILLIGTE BÜCHER

Hans Urs von Balthasar, Prometheus. Studien zur Geschichte des deutschen Idealismus. 2. Aufl. 735 S. Hln.	DM 4.80
Eugen Biser, Das Christusgeheimnis der Sakramente. 150 Seiten, Kart.	DM 2.90
Léon Bloy, Briefe an seine Braut. Uebersetzt und eingeleitet von Karl Pfeiffer. 5. Aufl. 210 Seiten, Ln.	DM 6.80
Alois Dempf, Christliche Staatsphilosophie in Spanien. 169 Seiten, Ln.	DM 3.80
Heinrich Seuse Denifle, Das geistliche Leben. Deutsche Mystiker des 14. Jahrhunderts. Mit alten Holzschnitten. 512 Seiten, Hln.	DM 8.50
Karl Dörner, Entdeckungsfahrten in die Wunderwelt der hl. Messe. 181 Seiten, Hln.	DM 5.80
Macht Euch bereit. Lesungen zur Vorbereitung auf die erste hl. Kommunion. 4. Aufl. 93 S. Hln.	DM 2.80

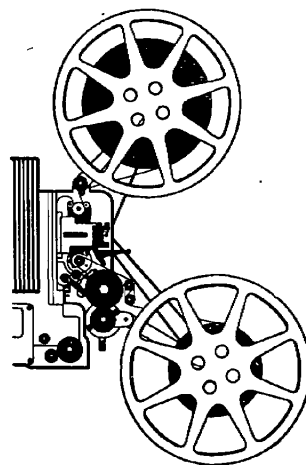
Katalog «Verbilligte Bücher» kostenlos

BUCH UND PRESSE, Versandbuchhandlung, Heidelberg O, Schliessfach 140

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen katholischen Volksvereins, Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10/11.

Abonnement- und Inseratenannahme: Administration «Orientierung», Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10, Postcheckkonto VIII 27842.

Abonnementspreise: Schweiz: Jährl. Fr. 11.60; halbjährl. Fr. 6.—. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. - Belgien-Luxemburg: Jährl. f.Fr. 170.—. Bestellungen durch Administration Orientierung, Einzahlungen an Société Belge de Banque S. A., Bruxelles, C. C. P. No. 218.505. — Deutschland: Vertrieb und Anzeigen, Kemper Verlag, Heidelberg, Postfach 474, Postcheckkonto Karlsruhe 78739. Jährl. DM 11.60; halbjährl. DM 6.—. Abbestellungen nur zulässig zum Schluss eines Kalenderjahres, spätestens ein Monat vor dessen Ablauf. — Dänemark: Jährl. Kr. 22.—. Einzahlungen an P. J. Stäubli, Mastrupgade 16, Silkeborg. — Frankreich: Jährl. f.Fr. 680.—. Bestellungen durch Administration Orientierung, Einzahlungen an Crédit Commercial de France, Paris, Compte Chèques Postaux 1065, mit Vermerk: Compte attente 644.270. — Italien-Vatikan: Jährl. Lire 1800.—. Einzahlungen auf c/c 1/1444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicolò da Tolentino, 13, Roma. — Oesterreich: Auslieferung, Verwaltung und Anzeigenannahme Verlagsanstalt Tyrolia AG., Innsbruck, Maximilianstrasse 9, Postcheckkonto Nr. 128.571 (Redaktionsmitarbeiter für Oesterreich Prof. Hugo Rahner). Jährl. Sch. 46.—.



Höchste Leistung!

Gut stehendes Bild
kein Flimmern
Regulierbare Tonoptik
für Schwarzweiss und
Farbenfilm

Niedriger Preis!

Durch Direktverkauf
ab Generalvertretung:
R. Bader, Grüngasse 8
Zürich 4, Tel. 051/25 67 53

DUCATI KINOPROJEKTOR

für 16 mm Ton- und Stummfilm



Bischöflich empfohlenes

Privat-
Gymnasium

für reifere Anfänger ab
15 Jahren

Rascherer
Studiengang
zur
Matura

Freie Berufswahl

Beginn des
23. Kursjahres
Ende September

Prospekte Jahresbericht
Referenzen

Rektorat St. Klemens
Ebikon (Luz.)

PHOTO-APPARATE- REPARATUREN

Bei Reparaturen, die per
Post zugestellt werden,
bitte genauen Auftrag
beifügen.

O. BUSCH

Spezialwerkstätte
für Photoreparaturen und
Feinmechanik

Zürich 1 / Rennweg 20
Telephon (051) 27 90 04

ORIENTIERUNG

neue Adresse ab 15. Oktober 1954

Scheideggstrasse 45, Zürich 2

Tel. (051) 27 26 10